

(Nachdruck verboten).

## 47 Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

XVI.

Er war etwas verschämt, als er in Maschas Boudoir trat. Sie aber lachte wie ein Kind, drehte ihn ein paarmal im Kreise herum und gab ihm endlich einen herzlichen Kuß auf den Mund. Nur einen ganz kleinen, dummen Kuß, nicht so einen von ihren geisterhaften Küßen, die ihm die Seele ausaugten.

Dann legte sie sich auf ihr Sofa nieder und er mußte erzählen. Während er sprach, saßte sie seine Hände und spielte mit ihnen. Langsam wurden dabei ihre Augen zärtlicher, bis sie endlich wieder von ihrer geistigen Liebe sprach, von ihrem Schwur, rein und geistig zu bleiben, ihn dabei leise und unwiderstehlich an sich zog und ihn dreimal küßte, küßte, daß er aufsprang, aus Fenster stürzte, um dort taumelnd frische Luft einzuatmen.

Dann rief sie ihn heran, bat ihn, vernünftig zu sein und nicht wieder anzufangen. Sie habe ernsthaft mit ihm zu sprechen.

Es seien heute außer ihren regelmäßigen Sonntagsgästen, dem Wetter und der Kiez, nur noch die Szekal und Schwager Neumann da. Hänfel müsse es sich merken, ein für allemal, daß er jedes weibliche Wesen zu gewinnen suchen müsse. Heute habe er die beste Gelegenheit, auf die Szekal und auf die Kiez Eindruck zu machen. Die Kiez sei ein altes Kind. Da brauche er nur überhaupt mit ihr zu sprechen; und nicht zu viel Bildung. Sie sei ein blödsinniges, altes Gestell, aber sehr gut zu leiden, sehr gutherzig und eben furchtbar reich. Sie sei übrigens schon recht günstig für ihn gestimmt. . . . für Clausing.

Nicht so einfach liege die Sache mit der Szekal. Die sei selbst ihr, seiner klugen Mascha, ein Rätsel. Geldgeschäfte leiste sie wie ein alter Geschäftsmann, und heimlich sei sie wahrscheinlich eine verliebte Stube wie alle. Aber sie verberge sich nicht leicht etwas. Selbst ihr offizielles Verhältnis zu dem Tabakfabrikanten aus Bremen würde sich vor Gericht schwerlich beweisen lassen. Die Szekal wechselte ihre Theater wie ein schlechtes Dienstmädchen ihre Herrschaften. Aber wo sie sei, da sei sie immer allmächtig; immer sei sie durch einen ihrer Freunde an dem Geschäft beteiligt. In Hänfel verliebt habe sie sich nicht. Der Lopinsky habe jüngst den Vogel abgeschossen. Aber eitel und neidisch sei die Szekal wie keine andre. Mascha habe ihr die Rolle der Königin von Saba gerühmt als geeignet für das tollste Kostüm, das je auf einer deutschen Bühne getragen worden war. Nun werde die Szekal die Rolle, wenn das Stück überhaupt zur Aufführung komme, keiner andern Dame lassen wollen. Die Szekal, die sonst ordentlich und sparsam sei, hätte einmal ein Vermögen verschwendet, um einer Kollegin den besten Schneider von Paris abspenstig zu machen. Und so wichtig, wie ein Schneider von Paris, sei gewiß auch der Dichter einer Paraderolle.

Bohrmann benutzte die Wendung des Gesprächs, um nach seinem Drama zu fragen.

Mascha hatte es noch nicht zu Ende gelesen. Sie wollte es auf der Reise beenden. Sie nannte einen unbekanntem Ort in der Schweiz. Da wollte sie es lesen und dann nach Ostende mitnehmen. Dort traf man sich Ende Juli mit der Szekal und der ganzen Bande, und dann erst, sage Neumann, werde alles mit dem Kronprinzen-Theater klipp und klar werden.

Wieder gebrauchte Mascha ihr Lieblingsbild, in Wahrheit betvege sich das Leben der Gesellschaft und das Streben jedes Einzelnen in einer gemischten Kette, in einer bunten Reihe vorwärts; wieder bewunderte Bohrmann die einschmeichelnde Rednergabe Maschas, und wieder erschrak er, als hätte ihm jemand — er mußte dabei an Martin denken — das sechste Gebot zugerufen.

Dann gab es abermals ein Nachlassen ihrer Rede und ihrer Klugheit, ein langsames Steigern ihrer Zärtlichkeit, bis sie ihn mit dem langen Kusse entließ. Heute wolle sie sich

nicht durch das Mädchen erinnern lassen; es war Zeit, sich anzuziehen.

Bohrmann mußte heute im Salon ziemlich lange allein warten. Auch hier lagen in scheinbarer Unordnung Bücher umher. Es wären aber keine französischen Romane, sondern Prachtwerke, Illustrationen zu französischen Klassikern, lauter kostbare und empfehlenswerte Bücher.

Dann erschienen Herr und Frau Dose und die Gäste beinahe auf einmal. Nur die Szekal ließ noch auf sich warten.

Bohrmann hatte seinen neuen Anzug völlig vergessen. Erst als der Assessor eintrat, fiel es ihm wieder ein. Nicht ohne Bangen. Und richtig trat Wetter Felsig auf ihn zu und sagte mit einer gewissen anerkennenden Herzlichkeit:

„Na, sehen Sie 'mal.“

Die dicke Frau Kiez benahm sich merkwürdig. Als er, gehorsam gegen Mascha, sehr bescheiden die Hoffnung aussprach, sie werde sich ihres schüchternen Nachbarn von lehtin noch erinnern, legte sie die kräftige Hand auf seine Schulter und sagte freundlich:

„Ist schon recht, lieber Herr Clausing, ist schon recht. Wozu ist es denn da?“

Nach einer Viertelstunde rauschte die Szekal in einem starrenden, hohen grauen Seidenkleide herein. „Lenzchen“ habe sie nicht früher fortgelassen, die gute, liebe Excellenz. Man erfuhr nicht, ob Lenzchen ein Herr oder eine Dame war?

Man ging sofort zu Tische, und Bohrmann hatte seinen Platz zwischen Mascha und der Szekal, der Kiez gegenüber. Er spürte schon nach wenigen Minuten, daß wirklich Kleider Leute machten. Er war nicht schüchtern; er beteiligte sich an der allgemeinen Unterhaltung, antwortete dem Assessor, über sah Herrn Dose wie die andern, wenn dessen Politik zu langweilig wurde, und vermochte sogar einmal von seinem Drama zu sprechen. Die Herrschaften lächelten nicht, sie blickten ihn an, ebenso wie sie einander anblickten, wohlwollend, achtungsvoll, und wenn sein weißer Künstlerchips nicht gerutscht wäre, es wäre ihm ganz behaglich zu Mute gewesen.

Borhin im Boudoir hatte Mascha von ihrer bevorstehenden Sommerreise gesprochen. Da hatte es keinen besonderen Eindruck auf ihn gemacht. Reiche Leute reisen eben. Als jetzt aber, nach dem ausländischen Fisch, alle Tischgenossen davon sprachen, wann sie sich in Ostende treffen wollten, Herr Neumann, die Szekal, auch der Assessor und sogar die Kiez, da besann sich Bohrmann darauf, daß es doch furchtbar wäre. Wie konnte sie ihn allein lassen, da sie einander doch ewig und tren, wenn auch unglücklich liebten? Was nützte ihm nun sein gelbgrauer Anzug, wenn er allein ausgegeschlossen war.

Das allgemeine Tischgespräch war bei Ostende haken geblieben. Nur der Dichter kannte den Ort nicht, die andern waren alle schon dagewesen. Bohrmann konnte den Anspielungen nicht folgen, die auf die Einrichtungen der Badeorten gemacht wurden. Zwischen Neumann und dem Assessor entstand ein beinahe ernsthaftes Gespräch über die Zulässigkeit der bains mixtes. Neumann fand es pedantisch von der preussischen Regierung, daß sie dieselben an der deutschen Küste nicht dulde; er habe damals, als er auf Kügen den neuen Badeort gründen sollte, natürlich bains mixtes einrichten wollen und hätte damit und mit einem kleinen Jon noch nicht Dagewesenes erreicht; sogar einen Kirchenbau habe er versprochen. Die Regierung habe ihn aber leider nicht gewollt, und so habe er sich noch beizeiten zurückgezogen. Der Assessor stellte sich auf Seite der Behörden. Nicht weil er selbst Beamter sei. Aber zu so was fahre man eben nach Belgien oder Frankreich. Die Heimat müsse rein erhalten werden wie das Gaus.

Bohrmann stöberte in seinen geringen Kenntnissen umher, um das französische Fremdwort zu verstehen. In seinem neuen Anzuge fühlte er sich dazu verpflichtet. Wohllich sprach Neumann das Wort wieder aus, diesmal hübsch deutlich, wie auch Bohrmann Französisch gelernt hatte, „Vähngt“. Jetzt verstand er. Das waren Bäder. Und mixtes bedeutete sonach eine gemischte Gesellschaft in Bädern. Er warf also tapfer in das Gespräch hinein:

„In Karlsbad sollen viele Juden am Brunnen zu sehen sein. Viel mehr als in Freientwalde.“

Die Bemerkung schien richtig zu sein, denn niemand erwiderte etwas. So fühlte sich Bohrmann ermutigt, trank noch ein Glas von dem feurrigen Rheinwein und benutzte die Pause, um das Gespräch tapfer wieder auf sein Drama zu bringen. Fräulein Szekal hatte vorher gesagt, sie werde es in Ostende mit ihren Freunden lesen. Auch mit dem Prinzen. Jetzt wollte Bohrmann das Eisen schmieden, nach Maschas Worten.

„Da ich nicht daran denken kann, mein geehrtes Fräulein, ebenfalls nach diesem Bade zu kommen, so wäre ich doppelt beglückt gewesen, wenn unsre verehrte Wirtin mir zu einer Vorlesung vor solchen Gönnern . . .“

„Gelegenheit zu geben, die Güte gehabt hätte,“ ergänzte der Assessor ernsthaft, als Bohrmann unter allen Augen, die auf ihn gerichtet waren, zu stolzen anfang.

„Ich höre Dichter sehr gern vorlesen,“ sagte die Szekal recht herablassend mit ihrem schönsten R. „Sardou liest sehr gut vor, man kann von ihm lernen. Wildenbruch liest nicht gut vor, aber sehr dramatisch. In Wien hat mir . . .“ ihr fiel der Name des verstorbenen Dichters nicht ein. „Wenn ich aber eine Rolle kreieren soll, so lasse ich mich nicht gern vom Dichter bestechen. Man giebt leicht zu viel auf den Dichter. Und eine Rolle ist doch eigentlich etwas Ernsthaftes. Der Prinz liest gewöhnlich neue Rollen für mich. Vielleicht sind Sie so freundlich, mir die Handschrift für ihn zu überlassen. Ich vertraue ihm vollständig.“

Bohrmann fragte nach der Adresse des Prinzen.

Die Szekal lächelte aufs anmutigste, als der Assessor statt ihrer antwortete:

„Den Prinzen hat noch niemand gesehen außer der göttlichen Afra. Wir kennen aber alle seine Dedresse: Otto Petters, in Firma Petters u. Gentel, Tabakfabrikanten in Bremen. Ich wette darauf, daß Otto Petters in Ostende sein wird. Da kann ihm dann Mascha Ihr Drama selbst übergeben. Otto Petters ist bekannt für sein Urteil über Tabak und Dramen.“

„Ja, es ist eine romantische Geschichte,“ sagte die Szekal. „Ich darf sie leider nicht zum besten geben. Uebrigens ist auch Herr Petters ein Patrizier und ein Millionär. Seine Beziehungen zum Prinzen bieten Stoff zu einem Lustspiel.“

Bohrmann freute sich, daß seine Handschrift in so hohe Hände kam. Und da hatte Gilde wegen des teuren Papiers gescholten!

„So wird es am besten sein,“ rief jetzt Mascha. „Wie ich die Leute vom Theater kenne, wird man manche Aenderung von Ihnen verlangen, lieber Hans Bohrmann, und da ist es doch gut, wenn wir bei der Vorlesung schon das endgültige Stück kennen lernen. Warten Sie nur! Nach der Sommerreise zur Einweihung der Saison lesen Sie es hier vor. Wer irgend in Berlin was zu sagen hat, wird eingeladen.“

Nun hatte jeder der Gäste einen Vorschlag zu machen. Es war wirklich eine bunte Reihe von Frauen und Männern, denen man nachsagte, daß sie vielleicht etwas zu sagen hätten. Nannke Herr Lose den und den, so fügte der Assessor gewiß hinzu: dann müsse man aber auch die und die einladen. Und als ob Bohrmann hinter die Coulissen des Berliner Kunstlebens getreten wäre, hörte er wieder einflußreiche Männer mit schönen Frauen, einflußreiche Frauen mit reichen Männern in Verbindung bringen. Hundert Namen schwirrten durcheinander, und so, als ob es kein sechstes Gebot auf der Welt gäbe.

Ganz Berlin, sagte einmal der Assessor auf Französisch, tout Berlin, sollte angeboten werden, damit das „Hohe Lied“ eine günstige Aufnahme erfahre.

Bohrmann lehnte sich in seinen Stuhl zurück, es sagte ihn wie ein Schwindel. Er hatte seinen Schülern einmal in der Nationalgalerie eine Darstellung des Pyramidenbaus erklärt. Jetzt kam er sich selbst wie ein solcher Pharao vor. In seinem Kopfe war der Plan entstanden, ein unsterbliches Werk aufzurichten, sein Drama. Geschrieben nur hatte er das „Hohe Lied“; jetzt auf einmal wurde ihm klar, daß tausend Hände nötig waren, um seinen Plan leibhaftig zu machen, daß hunderttausend Hände nötig waren, hunderttausend klatschende Hände, um ihn, den neuen Pharao, zu befriedigen, der dazu behaglich seinen Wein trank. Die Herrschaften um ihn herum gaben sich freiwillig zu Aufsehern und Wägern des Pharao her. Dazu war so ein unbedeutender Kopf wie der Assessor gerade recht. Mascha freilich war mehr. Mascha war das Weib des Pharao und in einer Sänfte . . .

Er fuhr auf. Der Diener hatte hinter seinem Stuhle etwas angeboten, Bohrmann hatte eine rasche Bewegung gemacht, und ein Tropfen von der Sauce sprang auf seinen gelb-grauen Rock und auf Maschas Seide. König Pharao entschuldigte sich so lange, bis Mascha ihn unterbrach: es sei ein alter Lappen.

Das verdarb ihm die Stimmung. Ohne Zusammenhang kam ihm der Gedanke: Was wird König Pharao thun, wenn er seine Pyramide nicht bezahlen kann? Nicht einmal begraben lassen kann man sich in einer Pyramide, wenn man sie schuldig geliehen ist. Dann kommt der Exekutor und pfändet die Pyramide. Freilich, die Pharaonen waren anständige Menschen, die hatten Geld. War er selbst aber reich genug, um den kostbaren Anzug besudeln zu dürfen? Und wovon hatte Gilde ihn bezahlen können? Wenn sie am Ende Schulden gemacht hätte! Ein einziges Mal, soweit er sich zurückerinnern konnte, hatte sein Vater eine Schuld aufgenommen, dreißig Thaler, nicht für einen neuen Anzug, nein, um einen Kartoffelacker zu erwerben. Und an dieser Schuld war seine Mutter gestorben, daß hatte sie kurz vor ihrem Tode gesagt und ihn gewarnt.

Um der dreißig Thaler willen hatte das ganze Haus darben müssen, oder eigentlich nur die Mutter. Der Kartoffelacker hatte schlechten Boden. Wenn nun sein Drama auch schlechten Ertrag lieferte? Wie, wenn der Anzug auf Schuld geborgt war? . . .

Mascha sprach an ihm vorüber mit der Szekal, und beide verteilten die Rollen des Dramas, das die Künstlerin gar nicht kannte und Mascha nur wenig. Er trank, und es wurde ihm, als ob auch ihre Liebe ihm nur geliehen wäre, geliehen auf ein Unterpfund, auf den Erfolg seines Dramas. War es nicht schrecklich, daß er Bratensauce gespritzt hatte . . . auf . . . worauf denn? . . . Auf geliehene Liebe? . . . Ach, was!

Er hielt seine Ellbogen ängstlich an den Leib. Der Assessor trank ihm und den beiden Nachbarinnen mit einem Glase Champagner zu, Herr Lose ließ das „Hohe Lied“ noch höher leben, Mascha streifte seinen Aermel und er trank den seltenen pridehenden Wein. Ach was! Nur Mut! Warum sollte er nicht auch das Glück schlürfen, wenn es ihm geboten wurde wie dieser krystallene Ketch?

Er stellte das Champagnerglas fest hin, und es zerbrach. Mascha lachte und die Szekal wünschte ihm Glück. Das wäre das beste Vorzeichen, wenn er es nicht absichtlich gethan hätte. Bohrmann beteuerte, er hätte es nicht absichtlich gethan . . . einen so kostbaren Krystall.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Kinder Spiele.

Von Friedrich Müller.

In der Zeit, da der Winter der Frühlingswelt zu weichen, das Wetter erträglicher und die Straße schnee- und schmutzfrei zu werden beginnt, entfaltet sich vor unsren Häusern noch eine andre naturfrische Welt. Auf den Gehwegen und Ausweitungen der Straße erscheinen Kreidestriche oder Furchungen, die oft ganze Systeme von Figuren bilden: Rechtecke, Dreiecke, Kreise, Ellipsoide, Schneckenlinien usw. Zu Zeiten sind sie verlassen, zu Zeiten sind sie besetzt von Gruppen spielender Kinder; man sieht diese in den Figuren herumhüpfen oder Steine in sie werfen oder dergleichen mehr. Andre Gruppen von Kindern spielen andre Spiele ohne Zeichnungen. Wer sich näher um all das kümmert, wird bald vor einer reich ausgebildeten Systematik stehen: er wird erfahren, welche Rolle hier die Tradition spielt, indem gewisse Spiele mit ihren festen Regeln von einer Kindergeneration auf die andre vererben, doch auch, welche Rolle die Mode und das Moderne spielen. Nicht nur gleichzeitige Kriege spiegeln sich in den Straßen wieder: auch die Ersetzung des Steinpflasters durch Asphaltpflaster und andre derartige Umstände pflegen hier zu neuen „Produktionen“ anzuregen. Vor Jahren hielt zu Berlin Rektor F. Kopsch einen Vortrag über „Berliner Jugendspiele“ (wiedergegeben in der Zeitschrift „Der Deutsche“, April 1893), der sozusagen eine Naturgeschichte und Naturlehre dieser Spiele enthielt.

Eine Großstadt wie Berlin ist jedenfalls eine günstige Stelle nicht nur für das Vorkommen und Neuschaffen solcher Spiele, sondern auch für ihre Beobachtung und Bekanntmachung. Wer sich in dessen die Nähe nähme, andre Städte daraufhin zu durchwandern, der würde wohl überrascht sein sowohl über die Gleichheit vieler Spiele an verschiedenen Orten als auch über ihre Verschiedenheit, insbesondere gemäß den lokalen Verhältnissen. Ist es in Berlin an zahlreichen Stellen der „märkische Sand“, der das Bedürfnis der Kinder nach dem Gestalten, nach dem „Hinausprojicieren“ immerer Vorgänge zu befriedigen vermag, so sind es anderswo daß

Wasser oder andre Mächte des Orts. Und erforscht man die Kultur heutiger und vergangener Naturvölker, so begrüßt man auch in ihren Kinderpielen gute Bekannte wieder. Nicht nur warfen schon die spartanischen Knaben flache Steine über den Fluß Eurotas, daß sie aus der Hand des Gewandten in möglichst vielen Sprüngen auf der Oberfläche dahintanzten; nicht nur waren Kinderklappern, Kinderrasseln, Thontugeln mit Klappersteinen usw. sowohl bei den Griechen als auch bei den ebemaligen Bewohnern des germanischen Bodens in Gebrauch; auch in der afrikanischen Zerne, und wo sonst der Volkserforscher seine Beobachtungen und Sammlungen macht, finden sich bemalte Puppen und sonstige Spielzeuge wieder, die zwar örtliche und nationale Verschiedenheiten verraten, sonst aber ganz gut auch aus unseren Kinderzimmern stammen könnten. Professor G. A. Colozza in Neapel, dessen Werk „Psychologie und Pädagogik des Kinderspiels“ nun auch in die deutsche Literatur aufgenommen ist (Altenburg 1900) und einen guten Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Kinderforschung darbietet, konnte viel Uebereinstimmung finden zwischen dem, was ihm die Bücher erzählten und dem, was er in seiner eignen Stadt auf Weg und Steg zu beachten vermochte. Bei dem Charakter des italienischen, zumal des süditalienischen Volks mit seiner Naturvertrautheit, seiner Phantasie und zumal seiner darstellerischen Begabung läßt sich vermuten, daß kaum eine Stadt so günstige Gelegenheit bietet, die spielende Jugend zu ergründen, wie gerade Neapel.

In jüngster Zeit haben die Nöte des großstädtischen Lebens immer mehr dazu geführt, nach reichlicheren Spielgelegenheiten für unsre Kinder zu rufen; und wissenschaftliche Interessen haben in einem erfreulichen Parallelismus dazu die hohe lebensfördernde Bedeutung des Spiels für die Entwicklung sowohl der Tiere als der Menschen zu ergründen gesucht. Es ist schon viel, daß soweit eine Einigung über die berechtigten Ansprüche unsrer Kinder herrscht. Allein wie ihnen gerecht werden? Insbesondere sind es die Kinder der ungünstiger gestellten und zumal im Wohnraum beschränkten Familien, die sobald nur möglich, sich dorthin — man darf wohl sagen: entladen, wo sie nur irgendwie freieren Raum finden. Das nächste ist die Straße mit ihren Konflikten zwischen springenden Kindern und eilenden Fußgängern, zwischen Menschen und Wagen, zwischen den Hoffnungen der Eltern auf ihre Kinder und den Verfrümmungen der Straße. Findet sich in der Nähe ein freier Platz, so ist er auch bald von Spielerschwärmen besetzt, und Hunderte oder Tausende von andern Kindern bekommen keinen Raum mehr; noch feiere, größere Plätze sind zu weit, als daß sie für gewöhnlich in Betracht kämen. Und wird das Bedürfnis der Jugend nach Betätigung, nach viel Betätigung, nach Schaffen und Gestalten, nach Vorübung zur künftigen Lebensarbeit nicht befriedigt, so rächt sich dies irgendwie jedenfalls. Auf die sommerlichen Ferienmonate, in denen ja nur ein kleiner Teil der Kinder über die Stadt hinausgelangt, drängt sich dann all dies Unheil in der fühlbarsten Weise zusammen.

Man hat speciell in Berlin in der letzten Zeit viel darauf verwendet, wenigstens Vorschläge zur Erlösung unsrer Kinder und indirekt auch der Erwachsenen aus solchen Nöten zu machen. Namentlich drehte man sich um den Gedanken herum, die Schulhöfe für diesen Zweck zu benutzen. Indessen ist dieser Gedanke schon seit längerem zu vielfacher Verhandlung gekommen und hat nicht eben zu günstigen Ergebnissen geführt. Schuld daran dürften weniger der Widerstand der Bewohner usw. oder eine unzulängliche Anordnung der Sache sein, als der Widerspruch zwischen der Natur des Kinderspiels und der Kultur des Schulhofs. Mag hier in Ermangelung eines besseren immerhin eine kluge Pädagogin mit Recht einigen Ersatz schaffen: das spielende Kind bedarf einer weit größeren Freiheit und Selbstständigkeit. Wer sich auch nur durch jene Literatur über die Kinderpiele in das Wesen des Spiels verliest, wird sich bald in eine Welt veretzt sehen, in der man sich von Schulhöfen und den dort nötigen Einschränkungen der kindlichen Ursprünglichkeit weit weg fühlt. Auch hier ein Wirken der Umgebung. Auch hier ein ewiges Werden: das Kind begnügt sich nicht mit dem Aufnehmen und Benützen des Gegebenen, es will an diesem fort und fort ändern, will Neues in die Welt setzen, will die „individuelle Initiative“ zur Geltung bringen. Die Lehrer, die man mit der Sorge für Veranstaltung und Beköstigung von Spielen in Schulhöfen und selbst auf freiem Feld betrauen will, müssen in der vollendetsten Weise die Erfüllung ihrer Aufgabe und Verantwortlichkeit vereinigen mit einem Kultus des Ursprünglichen, Freiwilligen, Individuellen. „Die Spiele darf man nicht anordnen,“ vielmehr gilt es, die Umgebung und Situation der Kinder so zu gestalten, daß sie die Spiele von selbst ausführen, die am geeignetsten und passendsten erscheinen. Solche und ähnliche praktische Folgerungen aus der wissenschaftlichen Betrachtung der Spielwelt finden sich in jenen Psychologien und Pädagogiken des Kinderspiels wie z. B. bei Colozza in Menge. Freiwillig muß das Spiel sein, sonst treibt es nur wieder zu einer Erholung durch wahrhaftes Spiel, womit dann die ganze Frage lediglich hinausgeschoben ist. Allein zweierlei verträgt sich damit ganz wohl: Ueberwachung und Anregung. Ueberwachung ist jedenfalls überall zu empfehlen, wo die Verhältnisse nicht schon alles Vertrauen verdienen; und Anregung, im feinsten Sinne des Wortes, ist mindestens dort zweckmäßig, wo wir mit ihr mehr und besseres leisten können, als was

die freie Kindesnatur selber wirkt. Wir haben es hier in der Hand, die ganze Fülle von Willens, des Charakters, der Geschicklichkeit, der Intelligenz, der Phantasie, des Geschmacks, die in dem kindlichen Spiele leimhaft lagert, ebenso zu fassen, zu lenken, zu verstärken, wie es anderswo der Techniker mit der Natur thut.

Man wird zweckmäßigerweise den Kindern nicht Spiele beibringen, denen sie mehr nur rezeptiv, empfangend, gegenüberstehen, keine Spiele, die sie einseitig machen, keine, bei denen andre als eigentliche Spielmomente, bei denen z. B. mehr persönliche Siege über die Genossen als die Hingabe an die Sache des Spiels walten. So erfahren die Einseitigkeiten des Kindergartens, die freilich nicht in Fröbels Grundsätzen selber liegen, ferner die eigentümlich gymnastischen, die Turn- und ähnlichen Spiele, endlich die englischen Sportspiele bei den Schriftstellern über unsren Gegenstand keine besondere Gunst. Vielleicht liegen den Abneigungen maßgebender Personen gegen die Spielverwendung der Schulhöfe auch mehr oder weniger dunkle Befürchtungen zu Grunde, die Atmosphäre des Schulhofs und die Verantwortung gegenüber bestimmten Kostträgen würden einigermaßen zu jenen Unvollkommenheiten verfrühen.

Hier tritt nun die längst nicht mehr neue Forderung an die städtischen Mächte heran, mehr freie Spielplätze zu schaffen. Und darin glauben wir denn auch die hauptsächlichste Lösung der allgemein einleuchtenden Nöte zu sehen. Wie schwer sie ist, fühlt oder weiß jeder Großstädter. Ist in einem bautenreichen Stadtviertel kein freier Platz zu schaffen, so wird man in möglichster Nähe für entsprechende Stellen sorgen und wird die Entfernung etwa dadurch gut machen, daß man Expeditionen der Kinder dahin unter erwachsenen Führern einrichtet, die alle jene Anforderungen der Freiheitgewährung, der Aufsicht und der Anregung zu erfüllen vermögen durch eine sowohl allgemeine als auch besondere spieltechnische Bildung in pädagogischen Dingen.

Allein es bleibt noch ein Moment übrig, daß in den Erörterungen über diese Dinge ebenso mißachtet wird, wie in den damit zusammenhängenden über Verkehrssicherheit in den Städten. Wir meinen die Bebauungsweise der Städte, die Anlageart der Straßen und Plätze. Gegenwärtig sind diese vorwiegend so konstruiert, daß der Verkehr geradezu gezwungen wird, ineinanderzulaufen, und daß trotz Raumfülle in unsren breiten Straßen und auf unsreniesenplätzen kaum irgendwo ruhige und beschauliche und gefahrlos mit einander verbundene Plätzchen verbleiben. Die Gebwege der Bürgersteige entbehren allzu häufig des so vielfach vorteilhaften Streifens zwischen „Straßenflucht“ und „Hausflucht“; sie sind allzu oft von den so schlimmen Straßenzwängen unterbrochen, und sie haben neben sich den Wagenstumm, in welchem ein einziger Fehltritt Leib und Leben gefährdet. Die Plätze, zumal die ohnehin schon ungünstigeren großen, sind meist so direkt von Verkehrslinien durchschnitten, daß die noch übrig bleibenden „Inseln“ kaum etwas nützen, auch wenn sie nicht von ewig verschlossenen Anpflanzungen eingenommen sind usw. Auf älterem Stadtboden ist hier freilich kaum etwas zu ändern; allein auf den Gebieten der Stadterweiterung, bei Neuanlagen, ist ein Fortsetzen der bisherigen Bebauungsweise und hiernit ein Verhindern des Entstehens genügender und durch kluge Anlage auch weiträumiger Plätze unverantwortlich. —

## Kleines Feuilleton.

— Die Kunst in der Siegesallee. Karl Schefler schreibt in der „Zukunft“: . . . „Wie hat man über den Klassizismus gesprochen! Diese Epigonen suchten nach einer Vollkunst vollbrachte Thaten trotz alledem. Es gab für sie nur eine Ausdrucksform, die des eignen Geistes; die Stud.-Professoren der Siegesallee haben aber den witzigen Einfall gehabt, jedem dargestellten Fürsten den Stil seiner Zeit zu verleihen. Es giebt darum nicht nur einen Urtix der Weltgeschichte dort, sondern auch Kunstgeschichte. Und, lieber Himmel, was für eine! Die Fürsten sind nach Kupfern aus alten Schartecken porträtiert, so weit das Archiv Auskunft gab; die andren sind im Opem- und Schauspielhaus zu finden. Pose, gepreizte Mäuren, daß man schamrot wird, Telramund, Siegfried, Lohengrin — Resper, Sommerstorf und ich weiß nicht wer noch. Zwischen bemalter Papper, im elektrischen Licht, da ist das wahre Reich plastischer Anregung. Goethe forderte, der Schauspieler solle beim bildenden Künstler in die Lehre gehen; jetzt ist es umgekehrt. Malerisch drapierte Mäntel, lähne Helmsilhouetten, gebietende Armbewegungen, prozige Schlächterstellungen, pupillarische Sicherheiten, Kostüm-Exzessen von Wärenfell, von Hermelinmäntel, Kronen, Kanonensiesel, kurz: Panoptikum. Alles hübsch der Ordnung gemäß; ein Hofentatz ist so ausführlich behandelt wie ein Auge, ein Panzerhemd wirkt tiefere Schatten als ein Kopf. Nicht einer, mit Ausnahme von Vegas, hat eine Ahnung, wie eine Wüste mit dem Postament und diese mit der Bank organisch zu verbinden sind. Einer sagt unter den Armen den Leib durch und stülpt das Fragment auf einen vierkantigen Pfahl, ein andrer komponiert die Hermenform individualistisch um, als hätte er nie von Griechenland vernommen. Die Hauptpostamente mit den Säulchen, Kartouchen und ornamentalen Bändern disponiert jeder bessere Succatengedilfe geschickter; und die Eulen, Gänse, Schwäne, die aber Adler zu sein präntendieren, spotten in ihrer schreienden stilistischen Hilflosigkeit jeder Beschreibung. Ach — und die Ornamente! Mit romanischen Motiven fängt es an, mit klassischen hört es auf; der ganze Kreislauf, den das Kunstgewerbe

der letzten dreißig Jahre gemacht hat: hier ist ihm in Stein ein bleibendes Denkmal gesetzt. Aber jeder Schüler des Kunstgewerbe-Museums kennt die charakteristischen Merkmale und Schönheiten der Stile besser als diese „berühmten Künstler“, die sich das Nötige aus schlechten Sammelwerken zusammenge schmälert haben. Außerdem merkt man überall die rohe Faust des Marmorarbeiters; die Künstler haben kaum hier und da die schematische Routine des Handwerks überarbeitet, so daß überall eine gleichmäßige Brutalität der Ausführung herrscht. Das ist keine Technik, sondern Maschinenarbeit, nicht Marmor, sondern Zuderquarz. Diese ganze geschichtlich docierende Plastik ist nicht in einer Linie persönlich; kaum eine Form ist recht verstanden, keine Silhouette schön: patriotische, schauerhaft bestimmte Blechnuß.“ —

**Theater.**

**Schauspielhaus: Matkowsky als Macbeth.** — Immer wieder haben wir auf die Bedeutung hingewiesen, die das Schauspielhaus haben könnte, wenn in seiner Leitung Intelligenz und Wille wäre. Daß wir nach langen Wochen grauen Glends auch einmal eine Klassikeraufführung mit Matkowsky sehen, ist lange nicht genug. Alle großen Meister von Beschloß bis Heibel müßten im Schauspielhause heimisch sein. Bekanntlich sind dort ganz andre Leute heimisch. Die Achtung vor den großen Meistern reicht nicht weiter, als daß man sie gelegentlich an ihren Geburtsorten durch skandalöse Aufführungen verhöhnt. Wer die letzte Vorstellung von „Kriemhilds Rache“ besucht hat, hat's mit Schauern erlebt. Endlich hat man sich jetzt entschlossen, wieder einmal ein Shakespearesches Stück einzustudieren. Man hat sich in der letzten Zeit mit modernen Stücken so fürchtbare Blamagen zugezogen, daß schließlich etwas geschehen mußte. In solchen Situationen pflegt immer das Gerücht auszutauchen, daß wir nächstens Matkowsky in einem bedeutenden Drama sehen würden. In den meisten Fällen bleibt es ein Gerücht. Es scheint fast, als ob Matkowsky dem Schauspielhaus zur Last wäre. Vielleicht hat er mehr Talent, als gewisse trodenen Reihenhämmeln lieb ist und wird auf diese Weise unbenutzt. Wie dem auch sei! Diesmal wurde glücklicherweise aus dem Gerücht seines Auftretens eine Tatsache.

Der Schauspieler empfängt sein Urteil von dem Dichter, den er spielt. Ein guter Hauptmann-Darsteller kann ein sehr feiner Künstler sein. Wer Shakespeare oder Heibel spielen kann, ist ihm aber unter allen Umständen überlegen. Nun ist aber Matkowsky der geborene Shakespeare- und Heibel-Darsteller, und so darf er allerdings von sich sagen, daß ihm immer dann am wohlsten ist, wenn die dramatische Kunst das höchste von ihm verlangt. Die Diefengetalten der genannten Dichter sehen wir nie vollendet über die Bühne schreiten, wenn nicht Matkowsky sie spielt. Ich kenne in Berlin nur einen, der mit ihm um den Lorbeer kämpfen kann und auch noch kämpfen wird — ich meine Albert Wasser-mann. Beide Naturen sind total verschieden, vielleicht so verschieden, daß sie sich gar nicht verstehen. Beide haben indes die Kraft und den Willen zur Größe gemein; beide können mit Shakespeare und Heibel wachsen und die monumentale Wucht erreichen, die den Gestalten großer Dichter eigenlich ist. Hoffentlich erkennt Brahm, was er an Wasser-mann besitzt und löst ihm die Arme, damit er fechten kann.

Die Aufführung des Macbeth war, von Matkowsky zunächst abgesehen, fleißig. Vielleicht war sie zu fleißig. Man hätte mehr erreicht, wenn man es bei weniger hätte belinden lassen. Beispielsweise spielte man Scenen, die besser weggelassen wären, um die Geschlossenheit des gewaltigen Dramas zu erhöhen. Man verzettelte den großen Eindruck zu sehr in kleine Momente, dann that man in der anheren Ausstattung zu viel, so wenn man den Zauber in der Hexenlicke endlos dehnte, statt ihn nur anzudeuten. In der Bankettszene war man am ungeschicktesten. Wankos Geist erschien so verschämt, daß ich ihn erst suchen mußte, um ihn zu finden. Warum erschien er nicht im Mittelgrund? Die Tafelgäste sehen ihn zwar nicht, aber wir müssen ihn sehen, um Macbeths Grausen empfinden zu können. Für Matkowsky wurde dieser Regiefehler verhängnisvoll.

Den Macbeth Matkowskys kann ich nicht ganz so unbedingt bewundern wie etwa seinen Coriolan, seinen Herodes (in „Herodes und Marianna“) und andres. Vielleicht war es mehr die Schuld der Kritik als die des Künstlers. Aus Unwissenheit oder Bosheit fälscht man ihn mitunter in einen temperamentvollen Draufgänger um, in einen handfesten Wurschen, der zwar Courage und Muskeln, aber nicht allzu viel Hirn besitzt. Wer einmal das Glück hatte, ihn als Tasso zu sehen und dort zu beobachten, wie er den feinsten Stimmungen und Verstimmungen der Dichterseele nachgeht, weiß, was er von dem lächerlichen Gerede zu halten hat. Matkowsky besitzt nicht nur ein vulkanisches Temperament, sondern auch eine entsprechende Kraft der Phantasie, und seine Verse sind in der feinsten Weise von Licht und Schatten belebt. Die thörichte oder neidische Behauptung scheint aber doch auf Matkowsky einigen Eindruck gemacht zu haben. Ich wenigstens hatte die Empfindung, als hielt er an sich und verinnerlichte mehr als gut, um zu zeigen, daß man ihm diese Dinge nicht absprechen kann, ohne sich lächerlich zu machen. Wo man erwartete, daß seine Leidenschaft wie brandig rote Flammen emporlohen würde, hielt er an sich. Das sollte er nicht thun. Er sollte seine Kraft, die sein Adel und Rang ist,

nicht verbergen, weil die Schwäche eine Literaturmode geworden ist. Andre Stellen gab er — vielleicht ebenfalls in der Furcht vor dem Zuviel — nicht breit genug. So in der Mordnacht („Macbeth mordet den Schlaf usw.“). Hier und da muß das gedämpfte Piano weichen und der wilde Schreden in unsre Seelen schagen. Kommen die Worte Shakespeares nicht groß und wichtig heraus, wird die Aufführung nie das Dsch erreichen. Gründe eines äußerlichen Realismus (etwa die gefeierte Anmerkung, daß man durch Organentfaltung die Schläfer der Burg nicht weden dürfe) spielen keine Rolle in einem Stück, das Monologe, Hexenlicken und Geistererscheinungen kennt. Den Seelenzustand Macbeths wollen wir erleben. Wenn in ihm das Entsetzen jäh aufschreit, muß der Schauspieler folgen oder die Stelle ist umgebracht. Wer nicht darüber hinweg kann, daß die Leute in der Burg wach werden könnten, mag ein guter Nachtwächter sein — zum Kritiker ist er verdoeben. Auf den psychologischen Realismus kommt es an, nicht darauf, daß die Ordnung im Sinne eines Nachtwächters aufrecht erhalten wird. Matkowsky sollte mit mehr Unersehrodenheit Matkowsky sein, dann wird er zugleich mehr Macbeth werden. Auch in der Bankettszene kamen einzelne Momente (so beispielsweise „Sonst, wenn das Hirn heraus war, starb der Mann“ — ich citiere aus dem Gedächtnis) nicht ganz zu ihrer schredensvollen Geltung. Ungebrochen auf der Höhe seiner Kunst war Matkowsky in der Scene auf der Burg, wo er den blutigen, grauenvollen Thronen zeigt. Es versteht sich von selbst, daß auch andres prachtvoll war, so der Abschied von Wankos, das erste Schauern vor dem Vordgedanken und manches mehr. Die ganze Anlage und Auffassung der Rolle war ausgezeichnet. Nur etwas mehr Unersehrodenheit und Wucht! Es ist selten, daß man Matkowsky das sagen muß. —

E. S.

**Physikalisches.**

ss. Der erste praktische Erfolg der drahtlosen Telegraphie. Der Kapitän des von Ostende nach Dover verkehrenden Postdampfers „Prinzessin Clementine“, der mit einem Apparat zur drahtlosen Telegraphie ausgerüstet ist, berichtet, daß er bei seiner letzten Ueberfahrt von Dover nach Ostende von dem französischen Leuchtschiff, das 25 Seemeilen vor Dünkirchen liegt, um gefährliche Sandbänke zu bezeichnen, durch Signale angehalten wurde. Er erfuhr nun, daß das Leuchtschiff nicht im Stande war, in der folgenden Nacht Licht zu geben, wenn nicht Hilfe von Land käme. Der Postdampfer sandte sofort eine drahtlose Depesche nach La Panne an der belgischen Küste, von wo aus die Nachricht weiter mit dem Landtelegraph nach Dünkirchen befördert wurde. Infolge dessen langte in kurzer Zeit ein Boot bei dem Leuchtschiff an und nahm an diesem die notwendige Reparatur und Ergänzung vor. Wäre dies nicht geschehen, so hätte das Leuchtschiff in der betreffenden Nacht seinen Dienst nicht versehen können, und die Folge davon wäre wahrscheinlich gewesen, daß dieses oder jenes Schiff auf die gefährlichen Sandbänke geraten wäre. Zum erstemal hat also die drahtlose Telegraphie vermutlich zur Rettung von Menschenleben beigetragen. —

**Notizen.**

- Ludwig Jacobowskis hinterlassenes Drama „Glück“ gelangt zusammen mit Dora Dunders Stück „Im Schatten“ am Freitag im Berliner Theater zur Erstaufführung. —
- a. Für das Neue Theater unter der Direktion Rujka Buge-Paul Martin sind gewonnen: Ferdinand Bonn, Georg Engels, Ferdinand Gregori und Adele Hartwig. Der Nachfolger von Billy Peters als Oberregisseur wird Waldemar Runge vom Breslauer Stadttheater. Von den bisherigen Kräften bleiben namentlich Grete Carlsen, Ilka Grünig, Jenny Lutzar, Friedrich Holtzhaus, Claudius Merten. Das Theater soll unter der neuen Aera eine vollständige Reform erfahren. Es werden sowohl klassische, wie neuere Stücke gegeben werden. Gelegentlich sollen auch alte gute Volksstücke in Scene gehen. —
- Ernst Kosmers Drama „Mutter Maria“ erlebt im April im Deutschen Theater seine Erstaufführung. —
- Alwine Biede scheidet mit dem Ende dieser Saison aus dem Verband des Schiller-Theaters aus. —
- Das Schwäbische Dauerntheater der „Schwarzwälder“ beginnt am 6. April im Belle-Alliance-Theater sein Gastspiel. —
- Die erste Aufführung von Saint-Saëns Oper „Samson und Dalila“ findet erst am Donnerstag im Opernhaus statt. —
- Ennas neue Oper „Lamia“ erzielte bei der Erstaufführung in Kopenhagen einen schönen Erfolg. —
- Der Bildhauer Franz Meyner veranstaltet vom 23. März bis zum 6. April eine Atelier-Ausstellung (Friedenan, Wilhelmstraße 16), die Groß- und Kleinkunst, sowie Kunstgewerbe umfassen wird; der Eintritt zu dieser Ausstellung ist frei. —
- Van de Velde wird am 31. März im Künstlerhause über „Die künstlerische Hebung der Frauentracht“ sprechen. —